

**Altbischof Prof. Dr. Wolfgang Huber:
Predigt im Eröffnungsgottesdienst
der Landessynode der Evangelischen Kirche
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
19. April 2024, 10.00 Uhr in der Frauenkirche Görlitz**

Können Sie sich ausmalen, liebe Gemeinde, welche Überraschung es für mich war, als der Präses der Synode Harald Geywitz mich zu dieser Predigt einlud? Nach den ungeschriebenen Gesetzen unserer Kirche ist schon undenkbar, dass ein Bischof im Amt im Eröffnungsgottesdienst der Synodaltagung predigt. Für einen Bischof außer Amt ist das erst recht schwer vorstellbar. Entsprechend gerührt bin ich von der Einladung, ziemlich genau dreißig Jahre nach meiner Einführung in das Bischofsamt zum ersten Mal als Prediger eine Synodentagung zu eröffnen. Ich danke dafür von Herzen.

Die Synode tagt in der Frauenkirche in Görlitz. Sie richtet ihre Aufmerksamkeit auf die Neubildung unserer Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz vor zwanzig Jahren. Auf der Basis einer gemeinsam erarbeiteten Grundordnung trat sie am 1. Januar 2004 rechtlich ins Leben. Wir bedenken das zwanzigjährige Jubiläum dieses Ereignisses in der schlesischen Oberlausitz, in Görlitz, wo die Tradition der schlesischen Provinzialkirche nach 1945 in einer beeindruckenden Weise aufrechterhalten wurde.

Der Respekt für die Schwierigkeiten, die beide Kirchen durchzustehen hatten, war ein wichtiger Aspekt ihres gemeinsamen Neubeginns. Die Evangelische Kirche der schlesischen Oberlausitz, 1945 vom Breslauer Kirchengebiet getrennt, hatte viele schwere Kämpfe durchzufechten. Das fing mit der Verwendung des Namens „schlesisch“ an, der von den Obrigkeiten der DDR als revanchistisch verpönt war. Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg hatte die deutsche Teilung am eigenen Leib durchzustehen und musste ihrer Einheit nach 1990 eine neue Gestalt geben. Im einen wie im anderen Fall musste das kirchliche Erbe mit der Frage nach der Zukunft verbunden werden.

Zukunftsorientierung war der Grund, der um die Jahrtausendwende Gespräche auslöste, aus denen die Neubildung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz hervorging. Da es sich um zwei Landeskirchen handelte, die auf die preußische Union zurückgingen, waren die kirchenrechtlichen Schwierigkeiten überschaubar; aber sie mussten natürlich mit Sorgfalt bedacht werden. Noch gewichtiger war jedoch die Herausforderung, trotz unterschiedlicher Mitgliederzahlen ein überzeugendes Bewusstsein für eine gleichberechtigte Partnerschaft zu erreichen.

Andere Initiativen im Bereich der östlichen Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland traten dem zur Seite: In Mitteldeutschland wurde aus der lutherischen Landeskirche in Thüringen und der unierten Kirche der Kirchenprovinz Sachsen eine gemeinsame Kirche gebildet. Die Kirchen von Pommern und Mecklenburg schlossen sich der Nordkirche oder genauer: der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland an. In keinem dieser Fälle war es gewiss, dass solche Vorhaben gelingen würden. Aber es gelang. Macht man sich klar, dass im östlichen Bereich Deutschlands sechs der damals acht evangelischen Landeskirchen in solche tiefgreifenden Veränderungen einbezogen wurden, wird man bestimmt nicht sagen können, dass es in dieser Aufbruchszeit an der Bereitschaft zu Veränderung und Reform generell gefehlt hätte.

Doch meine Aufgabe ist es heute nicht, diese Prozesse nachzuzeichnen. Vielmehr hat Präses Geywitz uns einen biblischen Maßstab mit auf den Weg gegeben, der nicht nur Vergangenes in Erinnerung ruft, sondern Weiterführendes für unsere kirchliche Zukunft in den Blick rückt. Den biblischen Text, durch dessen Anstöße wir Erinnerung und Zukunft mit einer verbinden wollen, haben wir vorhin als Schriftlesung gehört. Manche mögen ihn überhaupt zum ersten Mal gehört haben. Und niemand braucht sich zu schämen, falls er diesem biblischen Text aus dem ersten Brief des Johannes noch nie begegnet ist. Drei Briefe des Johannes finden sich in unserem Neuen Testament. Doch in den gottesdienstlichen Lesungen kommen sie nicht vor. Als im Jahr 2018 die neue Ordnung der Predigttexte vorgestellt wurde, fand sich in keiner der sechs Jahresreihen auch nur ein einziger Platz für einen Text aus den drei Briefen des Johannes. Demgemäß wird es eine seltene Ausnahme sein, wenn Abschnitte aus diesen Briefen als Predigttexte verwendet werden. Dass sie in Christenlehre oder Religionsunterricht behandelt werden, wage ich zu bezweifeln. Vielleicht werden sie gelegentlich in Bibelkreisen besprochen. Aber allzu häufig wird auch das nicht der Fall sein.

Nun aber haben wir das Glück einer Begegnung mit einem markanten Text, der den meisten von uns neu, ja überraschend entgegenkommt. Aber gibt es auch eine Überraschung inhaltlicher Art in dem Abschnitt aus dem ersten Johannesbrief, der uns vorhin zu Gehör gebracht wurde? Ich hatte das Glück, dass dieser Text mich einige Tage lang begleitete. Immer deutlicher stieß ich dabei auf zwei Überraschungen; es würde mich freuen, wenn diese Überraschungen auch bei ihnen ein Echo finden. Die eine Überraschung fasse ich so: Unser Herz hat nicht das letzte Wort. Knapp und klar hält Johannes dagegen: „Gott ist größer als unser Herz und erkennt alle Dinge.“ Auch wenn wir im Zentrum unseres Lebens verzagen oder über das Misslingen eines Vorhabens verzweifeln, ist unser kleinmütiges und verzagtes Herz nicht die letzte Instanz.

Vielleicht sehen sie es mir nach, wenn ich die Erfahrung, dass Gott größer ist als unser Herz, an einer Situation auf dem Weg zu unserer gemeinsamen Kirche veranschauliche. Es war ein dramatischer Vorgang im Herbst 2003. In getrennten Abstimmungen musste auf beiden Seiten für das Neubildungsgesetz eine Zweidrittelmehrheit erreicht werden. Dieses Ergebnis wurde im einen Fall um zwei Stimmen verfehlt. Wir waren wie gelähmt, es schien so, als hätten wir keine Kraft mehr zu einem neuen Anfang. Doch dann gaben wir uns wechselseitig frei zu einem neuen Versuch. Unser verzagtes Herz hatte nicht das letzte Wort. „Gott ist größer als unser Herz und erkennt alle Dinge“. Die Bereitschaft, es noch einmal zu versuchen, wuchs, die damalige Synode der schlesischen Oberlausitz fand sich zu einer nochmaligen Synodalentscheidung bereit, die Zweidrittelmehrheit wurde erreicht.

„Gott ist größer als unser Herz und erkennt alle Dinge“. Ein elementares Gottvertrauen – auch in schwierigen Situationen – wird uns von dem Briefschreiber Johannes nahegelegt. Damals hat dieses Gottvertrauen sich bewährt. Wir lernten, dass „Gott größer ist als unser Herz“. Gerade weil wir die Erfahrung machten, wie menschlich, ja irdisch es in der Kirche Jesu Christi zugeht, waren wir auf die Einsicht angewiesen, dass Gott größer ist als unser Herz.

Das also ist die eine Überraschung, die dieser Text uns nahe bringt: „Gott ist größer als unser Herz und erkennt alle Dinge.“ Die andere Überraschung sehe ich in dem Doppelgebot des Johannes. Wörtlich heißt es: „Das ist sein Gebot, dass wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesus Christus und lieben uns untereinander.“

Das ist eine selten bedachte, und wie ich finde, aufregende Fassung eines biblischen Doppelgebots. Wir erinnern uns alle an das Doppelgebot der Liebe: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft und mit deinem ganzen Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Dieses Doppelgebot hat in der gegenwärtigen Christenheit ein eigentümliches Schicksal. Es wird häufig auf die letzten Worte konzentriert: Was ist das Besondere des Christentums? Die Nächstenliebe. So hört man es immer wieder – von außen wie von innen. Das Doppelgebot verkürzt sich zur Liebe gegenüber dem Nächsten. Das ist vielleicht von niemandem so gemeint. Aber es kommt doch immer wieder so an. Im Brief des Johannes wird eine andere Tonlage erkennbar, die uns vielleicht weiter hilft. „Das ist sein Gebot, dass wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesus Christus und lieben uns untereinander, wie er uns das Gebot gegeben hat.“ Das ist ein Doppelgebot der besonderen Art: Es schließt den Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes genauso ein wie die Liebe untereinander, zum Nächsten wie zu sich selbst. Der Glaube als Gebot, das klingt ebenso provokant wie heilsam. Der Glaube zeigt sich im Tun, so wird immer wieder gesagt. Aber den meisten ist unklar, was sich da zeigt. Den Glauben kann man nicht gebieten, so denken wir sofort. Das aber ist kein Grund, ihn zu verschweigen. Im Gegenteil: In einer weithin glaubensarmen Zeit ist es notwendig, dass Glaube und Liebe wieder eine Einheit bilden, genau in dem Sinn des Doppelgebots, das Johannes uns mit seinem Brief ins Stammbuch schreibt: dass wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesus Christus und lieben uns unter einander – beides in der Weite, die uns möglich ist und in der Zuversicht, dass Gott größer ist als unser Herz und erkennt alle Dinge. Amen.